



Abend.

Zeitung.

34.

Donnerstag, am 9. Februar 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gebruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: A. G. Th. Binkler (Th. Hell).

Das Alexanderschwert in Montauban.

Ein historisches Bild

von

Paul Frank.

Der Sommer des Jahres 1621 sah die Stadt Montauban in unruhiger Bewegung, in höchster Spannung. Bewaffnete füllten die Straßen, tausend Hände waren Tag für Tag geschäftig, die Mauern auszubessern, Außenwerke aufzuführen, die Wallgräben zu vertiefen; auf den Wellen des Tarn trugen nicht, wie sonst, zahlreiche Böte die Erzeugnisse der Felder und des Kunstfleißes zur Garonne hinab, sondern sie brachten Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse herauf. Während der junge Marquis de la Force und der Graf v. Drval, Sully's Sohn, in Verbindung mit dem Grafen v. Bourfranc die kriegerische Thätigkeit leiteten, fachte der Prediger Chamier auf der Kanzel und im Rathe den Muth, die Kampflust, die Begeisterung für den reformirten Glauben mit unermüdlichem Eifer an. Der Herzog von Rohan, durch das Vertrauen der Versammlung von la Rochelle an die Spitze aller Hugenotten Südfrankreich's gestellt, kam und ging, je nachdem das Bedürfniß es erheischte — ein Mann, der größer als Coligny geworden wäre, wenn er in Coligny's Zeit gestanden.

Gegen wen rüstete sich Montauban? Gegen wen predigte Chamier? Gegen den eignen König. Ludwig XIII. hatte in jenem Jahre den offenen Kampf gegen die Hugenotten seines Königreiches begonnen. Schon wa-

ren viele Städte im Westen gefallen, auch Jean d'Angely hatte sich ergeben; das königliche Heer stand siegreich in Guienne. So wenig aber la Rochelle sich beugte, so wenig war Montauban geneigt, seine theuersten Güter sich entreißen zu lassen. Beide Städte hatten gar Manches mit einander gemein; beide waren seit Jahrhunderten kleine Freistaaten und hatten immer eine gewisse Selbstständigkeit, eine frischere Bewegung sich bewahrt, die von Genf aus in den reformirten Gemeinden Frankreichs eingeführte Kirchenverfassung hatte nur dazu dienen können, jenen Geist der Unabhängigkeit, jenen republikanischen Stolz zu kräftigen, und so war in beiden Städten die Verfassung grade damals eine alle Bürger zu thätiger Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten auffordernde und berechtigende. Selbst der Herzog von Rohan übte weniger durch seine Geburt, als durch seine Stellung und seine Verdienste Einfluß aus. —

Montauban konnte einer Belagerung an und für sich getrost entgegensehen. Daß man aber gegen die Majestät des Königs sich erhob, ängstigte manche. Konnte doch überhaupt nur eine wunderliche Begriffsverwirrung zu solcher Erhebung führen. Aber auf beiden Seiten waren die Zwecke nicht lauter. Und den Montaubanern, wie allen Hugenotten, schien der König auch kein Recht zum Angriffe zu haben. Was aber jetzt den Muth in der Stadt bei Vielen wieder belebte, war ein höchst merkwürdiger Fund.

Eines Tages ließ der Herzog von Rohan die Gräben

bei einer Bastion in den Ruinen der Katharinenkirche auswerfen. Mitten in der Arbeit stieß man auf ein mit Steinen ausgefülltes Grab; in demselben fand man ein Schild, ein Paar Sporen und ein sehr schönes Schwert ungefähr eine Elle lang und vier Finger breit, die Klinge fast durchaus gravirt und vergoldet. Natürlich erregte dieses Schwert eine allgemeine Aufmerksamkeit, besonders als man die Inschrift entziffert hatte. Auf der einen Seite las man:

Utrique nomen peperit, et magno Alexandro
et maximo Caesari.

Auf der anderen:

Non vis Herculeas me terruit unquam, quum
Constantini magni firmarem imperium.

Theogonias.

IIICXX.

Man überbrachte das seltsame Schwert dem Herzog von Rohan. Dieser schenkte es einem Edelmann aus Castres, Namens de Landes, welcher Lieutenant seiner Gensdarmarie war. Als dieser jedoch die kostbare Waffe hatte reinigen lassen und Rohan nun die Schönheit derselben sah und die Inschrift genauer betrachtete, wünschte er sein Geschenk zurück; allein de Landes bat ihn dringend, es ihm zu lassen. So blieb es wirklich in seinem Besitze. Und konnte irgend eine Reliquie des Alterthums kostbarer seyn, als dieses Schwert, das Alexander vielleicht am Hypphasis getragen und Cäsar an seine Seite gegürtet und Constantin den Feinden des Reichs entgegengehalten hatte? Das Schwert war fast 2000 Jahr alt.

Die Geschichtskundigen versuchten allerlei Combinationen, um wahrscheinlich zu machen, daß diese Waffe in ein Grab zu Montauban habe kommen können: am ungezwungensten schien folgende Berechnung. Alexander's Schwert kam mit seiner Leiche erst nach Memphis, dann nach Alexandria; hier blieb es bis zur Zeit Cleopatra's, die es dem Cäsar schenkte, der vielleicht den Sarg des von ihm bewunderten Helden sich öffnen ließ und das Schwert aus der Hand der königlichen Zauberin erhielt; in Rom befand es sich nun gewiß, bis Constantin nach der Besiegung des Maxentius an der milvischen Brücke, dort seinen Einzug hielt, und ging dann wohl nach Constantinopel, der neuen Kaiserstadt am Bosphorus, über. Hier ruhte es wiederum Jahrhunderte bis zu den Zeiten der Kaiserin Irene, welche es, bei den mit Carl dem Großen gepflogenen Unterhandlungen als ein Geschenk nach Frankreich mag gesendet haben. Carl aber gab es wahrscheinlich an Renaud von Montauban, der in den Schluchten von Roncevaux den Tod fand, und so stieg es mit diesem abermals in ein

Grab, um erst nach 800 Jahren wieder an das Tageslicht zu kommen.

Nun aber sollen die Buchstaben gothisch gewesen seyn; dieß spricht gegen den römischen Ursprung der Inschriften. Uebrigens sieht jeder, wie jene Combination ein haltlos durch die Luft ziehendes Spinnengewebe ist. Die einfachste Erklärung wäre wohl diese. Das Schwert war wirklich ein antikes, ein Römerschwert. Wie viele Legionen hatten Gallien durchzogen, an den Alpen und am Rheine gekämpft, wie viele Waffenstücke mögen da nicht unter die Erde gekommen seyn! So konnte auch jenes Schwert gefunden werden, und sehr möglich ist es nun, daß ein schlauer Kopf die Inschriften eingravirte, um der ohnehin merkwürdigen Waffe einen höheren Werth zu geben. Die gothischen Buchstaben machten einen Rittersmann nicht irre, und die Namen Alexander's, Cäsar's, Constantin's waren, durch die Sage verherrlicht und in Gedichten gefeiert, auch einem Burgherrn des Mittelalters nicht unbekannt. Ob das aufgefundene Grab die Ruhestätte Renaud's war, läßt sich ebenfalls bezweifeln. — Aber im Jahre 1621 regten sich solche Zweifel noch nicht, und noch im J. 1699 drückt sich ein Biograph des letzten Montmorency also aus, daß man wohl sieht, er hat die größte Lust, das Schwert für Alexander's Schwert zu halten. Es war damals noch vorhanden und im Besitze des Herrn von St. Palais, der es von seinem Bruder erhalten hatte. „Cette épée se fait admirer de tous ceux qui la voient et donne de la curiosité aux plus Savans, pour découvrir, qui a été son premier maître.“ Der Herzog von Rohan selbst erwähnt es, so viel wir wissen, in seinen Memoiren nicht.

Für die Zweifellosen war nun aber das Schwert eine gute Vorbedeutung. Man liebte es damals, aus allerlei Zufälligkeiten auf die Zukunft zu schließen. Wie trefflich! In Montauban das Schwert des großen Alexander und im Lager des Königs das Connetable'schwert in der Hand eines Mannes, von dem man, als er nach dem Tode des Siegelbewahrers Du Bair vor Clairac auch die Siegel erhalten, spöttisch sagte: *qu'il savait faire le connetable pendant la paix et le chancelier à la guerre.* (Bazin Hist. de France sous Louis XIII. T. II. 160.) Indes sind wir nicht der Meinung, daß jener Fund dauernde Eindrücke auf die Gemüther der Montaubaner gemacht und ihre Tapferkeit um ein Großes gesteigert habe. Als der König wirklich am 18. August vor der Stadt erschien und der ritterliche Herzog von Mayenne die Belagerung mit Jugendfeuer begann, als Verstärkungen auf Verstärkungen

heraneilten und endlich der ganze Adel Frankreich's um den König versammelt war, hatte die trotzig Hugentstadt keine Wahl mehr: mit dem Falle Montauban's wäre die Sache der Reformirten im ganzen Südfrankreich verloren gewesen. Die Montaubaner kämpften, als wenn jedem die Worte des Alexanderschwertes: *Nec vis Herculeae me terruit unquam* vor den Augen gestanden, ihre Ausfälle rissen tiefe Lücken in die Reihen der königlichen Regimenter, ihre immer lauerten Schützen sandten den Tod in die Haufen der überkühn sich Nähernden. Auch der Herzog v. Mayenne verlor sein Leben.

Sonderbarer Weise fanden die königlichen Kriegskrieger beim Graben der Tranchen auch ein Schwert tief in der Erde; aber ein wahres Riesenschwert. Es war so lang, so breit und so schwer, daß zwei der stärksten Männer es kaum handhaben konnten. Man brachte es dem Prinzen von Joinville. Ob man auch über diesen Fund gelehrte Conjecturen angestellt, wird nicht erzählt.

Die Belagerung Montauban's zog sich in die Länge. Mit dem October kam Regenwetter. Auch die Rathschläge des spanischen Carmeliter's Dominicus de Jesu Maria, der ein Jahr vorher die Liguisten vor den Schanzen der Böhmen am weißen Berge mit Siegerzuvorsicht erfüllt hatte und jetzt, überall wie ein Heiliger empfangen, nach seinem Kloster zurückkehrte, zeigten sich erfolglos. Am 2. November verließ das königliche Heer die Umgebungen von Montauban.

Feuilleton.

Zu Lübeck wollen sie ihre Verfassung reformiren. Am 5. December vorigen Jahres hat eine dazu niedergesezte Commission die erste Sitzung deshalb gehalten. Zeit wird es, denn seit zweihundert Jahren geschah gar nichts. Was die Franzosen Gutes, Zeitgemäßes geschaffen hatten, mußte gleich nach ihrem Abzuge dem alten Bocksbeutel wieder weichen. Dort ist das Kunstwesen in einer Art eingetrostet, wie es sich keine Philosophie träumen läßt. Selbst die Pferdehändler und Bretsfäger bilden eine Kunst; der Alträucher darf es nur vier und der Haarwäscher nur drei geben. Wem sie und welche Haare sie nur waschen dürfen, weiß ich nicht, so wenig, was 60 Parcellisten zu parcelliren haben. Dieleinträger (?), Bierspänder, Kohleinträger, Ballenträger, Holzhacker, alle bilden Corporationen. Nun, wer solchen Augiasstall zu reinigen hat, schaffe sich Geduld an!

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango! So lautet das Motto, welches Schiller seiner berühmten „Glocke“ vorgesetzt hat. Er nahm dasselbe von einer Glocke im südlichen Deutschland her, welche mit dieser Inschrift geziert ist. Mehrere Glocken in Prag haben eine Inschrift, die, nicht so kurz, aber Aehnliches besagt:

Ea ego campana
Nunquam, pronuntio vana;
Ignem vel festum,
Bellum vel funus honestum.

Die unehelichen Kinder der Russen in Kaukasien. Jeder Russe, der nach dem Kaukasus als Officier oder Beamter versetzt wird, betrachtet dies als eine Art Verweisung. Er glaubt an einem Verbannungsorte zu seyn, aus dem er so bald als möglich zurückzukehren hofft. Die Langeweile einerseits, der Reiz einer schönen Georgierin andererseits bestimmen ihn jedoch bald, mit der Letzteren eine Verbindung einzugehen, die, nicht von der Kirche eingesegnet, die Geburt eines oder mehrerer Kinder zur Folge hat. Endlich heirathet er das Mädchen wirklich, aber die Kinder, vorher erzeugt, sind und bleiben illegitim. Eine Ukase, unter'm jetzigen Kaiser gegeben, verbietet nicht allein jede Legitimation derselben, sondern auch jede Anstellung derselben im Staatsdienste, so daß auf solche Art in derselben Familie dort gerade häufig die ältesten Kinder, bürgerlich betrachtet, die unglücklichsten sind. Die Absicht des Kaisers war gut: das Gesetz sollte den Ausschweifungen ein Ziel setzen; die Folge seines Gesetzes aber ist schrecklich und trifft zu: **die Unschuld!**

Bischof Eylert's Ansicht vom Duell.

Als jüngst das Opfer eines Duells in Erlangen begraben wurde, eiferte der Prediger, welcher der Ceremonie beizuwohnte, gewaltig am Grabe des Gebliebenen. Ihm stimmten in der Sache vielleicht Manche bei, aber Eylert bemerkte in seinem trefflichen Werke über Friedrich Wilhelm III. sehr wahr: „Selbst Duelle, in sich durchaus verwerflich, haben doch das Gute, daß sie dem Zusammenleben eine gewisse Haltung und Aufmerksamkeit, Vorsicht und Zartheit geben; wollte man den ritterlichen Degen abschaffen, so würden bald an dessen Stelle die niederträchtigen Knüppel treten, und von hundert Duellen hat kaum Eines nachtheilige Folgen. — —“

*r.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Der große Beifall, den Balzac's Werke namentlich bei'm weiblichen Publicum und bei jungen Leuten, die in seinen Romanen das Herz der Frauen studiren, gefunden hat, ist dem Romanschreiber, der erst mit Noth und Glend zu kämpfen hatte, bedeutend zu Kopf gestiegen. So veranstaltet er denn gegenwärtig eine Gesamtausgabe seiner Werke, die an Pracht und Luxus Alles hinter sich zurückläßt. Und dabei begnügt sich Balzac nicht etwa, diejenigen Erzeugnisse seiner Feder, die wirklich diese Auszeichnung verdienen, darin aufzunehmen. Selbst die unwürdigsten Producte seiner Muse nehmen an der Ehre der Illustration und des Velinpapiers Theil. Man braucht nur, um sich einen Begriff von der Anmaaßung des Autors zu machen, den Titel und die Einleitung zu betrachten. Balzac nennt diese Ausgabe seiner sämtlichen Werke „La comédie humaine,“ und giebt damit zu verstehen, daß er in seinen Romanen das Leben nach allen Richtungen hin und in allen seinen Abstufungen und Phasen geschildert zu haben meint. In seiner Einleitung sagt er es übrigens geradezu, daß er sich bei seiner schriftstellerischen Laufbahn dieses hohe Ziel gesteckt habe. Was kümmert mich die Kritik, meint er, denn wer hat den Maasstab, meine Werke (mon oeuvre, wie Balzac mit einem Solocismus zu sagen pflegt) zu messen? Ich habe mit den Achseln gezuckt, wenn beschränkte Splitterrichter hier und da etwas an meinen Romanen ausgefetzt gehabt haben. Sie haben gemeint, daß meine Romane eben nur gewöhnliche Romane wären, als ob mir nicht ein höheres Ideal vorgeschwebt hätte. Sie hatten aus einem unvollendeteten Torso das ganze Kunstwerk beurtheilen wollen. Mein Gesichtskreis war weiter und umfassender. Und nun faselt Balzac, der Treffliches leistet, so lange er in den engern Kreisen des gewöhnlichen Lebens bleibt, der aber ganz unerträglich wird, wenn er sich in die Regionen der Speculation versteinen will, ein Langes und Breites von Philosophie und Christenthum, daß man eigentlich gar nicht absieht, worauf er hinaus will. Das Ende vom Liede aber ist, daß er sich für einen starken Geist hält und glaubt mit den größten Dichtern und Philosophen aller Zeiten auf Einem Range zu stehen.

Ja, Eitelkeit, das ist der Wurm und der Krebszaden, der an der ganzen Literatur nagt. Dazu kommt nun noch die liebe Noth und die Sucht nach Gewinn, die den Schriftsteller antreibt, viel und daher schnell und flüchtig zu schreiben. Wenn z. B. Balzac sein schönes Talent zusammengehalten hätte, und statt hunderte von Bänden aus den Aermeln zu schütteln, seine ganze Kraft auf ein paar Werke verwandt hätte, so würde er gewiß etwas Unvergänglichliches hervorgebracht haben, das seinen Namen der Nachwelt überliefert hätte. Aber so hat er einige Jahre geglänzt, um später in desto tiefere Vergessenheit zu fallen. Was wird nun nach einem halben Jahrhundert von ihm bleiben? Gewiß nicht mehr als von der Scudéry, um deren Romane man sich auch zu ihrer Zeit riß, und die jetzt bestäubt und von Würmern zerfressen im Winkel der Bibliotheken liegen. Balzac hat selbst irgendwo in seinen Schriften seine erstaunliche Productivität erklärt. Falsche Speculationen hatten ihn tief in Schulden gestürzt, und als er nun keinen Ausweg mehr sah, griff er zur Feder, um seine Gläubiger zu befriedigen. Es ist unglaublich, wie Balzac, Sue, Soulié und Andere ihr Talent auszubeuten verstehen. Die Buchhändler wiegen ihre Werke zum Theil mit Gold auf. Daher ist es ihnen bei'm größten Theile ihrer Produc-

tionen auch nicht um den Lorbeerkrantz, sondern um klingenden Lohn zu thun. Jetzt ist die Zeit nicht mehr, wo der Dichter sich begnügt, sechs oder sieben Treppen hoch in einer ärmlichen Dachkammer zu wohnen. Seitdem einige Literatoren, z. B. Scribe, mit ihrer Feder sich mehr als hunderttausend Francs Renten erworben haben, träumen alle jungen Dichter von der Pracht der tausend und eine Nacht. Sie wollen in glänzenden Equipagen rollen, üppige Festmahle geben und bei jeder Gelegenheit der Selbaristokratie den Rang streitig machen. Die Einen gehen verzweifeln dabei zu Grunde, und die Andern, die Glücklichen schlagen Poesie und Ruhm in den Wind und spannen ihr Musenroß des Erwerbs willen an den Pflug. Byron's originelles und glänzendes Leben hat eigentlich zuerst dieses Unheil angerichtet. Bis auf ihn hatte man sich den Dichter meistens dürstig oder doch in einer bescheidenen Lage vorgestellt, aber der reiche Dichterlord zeigte seinen Zeitgenossen, daß der Dichter, statt sich nur mit der Armuth zu vermählen, auch eine reiche Braut heimführen könne. Diejenigen jungen Dichter nun, die gern seine glänzenden Pilgerfahrten nachahmen und wie Byron den Becher des Genusses bis auf die Hefen leeren möchten, vergessen, daß der stolze Britte seinen äußern Glanz weniger seiner Feder als seiner Geburt verdankte. Auch Scribe hat nicht etwa, wie man gewöhnlich meint, mit Nichts angefangen. Sein Vater hatte ihm gegen 10000 Fr. Renten hinterlassen, und es war also ihm leichter, dieselben zu verdoppeln als es ihm gefallen seyn würde, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn er gar kein Vermögen gehabt hätte.

G. F. Gänther.

Aus Bamberg.

Am 8. Januar 1843.

Das neue Jahr hat wenig mehr gebracht als einige oblige Differenz im Datum. Darum nehme ich zunächst zu der in Friedenszeiten gewöhnlichen Ressource der Correspondenten, zum Theater, meine Zuflucht.

Die Oper, von der ich Ihnen schon das letzte Mal Günstiges berichtete, hat sich fortwährend des Beifalls des Publicums und jeder nicht allzupräsidentösen Kritik würdig gemacht (durch diese Clausel nicht zu prätentid's wollen wir uns einerseits vor etwaigen Exceptionen verwahren, die uns ein Kenner der nimmerfatten Gourmand-Kritik an den Kopf werfen könnte, wie wir andererseits dadurch andeuten, daß wir bei Beurtheilung localer Zustände stets gern den Maasstab der Billigkeit anlegen). Vielen Enthusiasmus erregte namentlich eine gelungene Aufführung des „Don Juan,“ dem bald auch die „Zauberflöte,“ „Figaro“ und „Fidelio“ folgten. Nicht als ob neuere Opern nicht auch angesprochen, ja das Haus theilweise wirksamer gefüllt hätten; allein wie sehr sie auch die Neugierde spannten und mit ihren lieblichen Melodien alle strebenden Dilettantenkehlen in Versuchung führten, von der sentimentalen, Lafontaine und Claren gefütterten Jungfer bis zum fashionablen Fräulein, so erweckten sie doch nicht jenes warme Gefühl, jenes überwältigende Staunen, das Meisterstücke von bleibendem Werth nach dem zwanzigsten Mal eben so hervorrufen, wie nach der ersten Darstellung und das uns zu beweisen scheint, daß der Geschmack des Publikums nicht so verdorben ist, als man glauben machen will, und daß es nur an Mozarten und Beethovens fehlt, um das Glück neuer Don Juans und Fidelio's zu sichern. —

(Beschluß folgt.)